

www.e-rara.ch

Zur Biographie Nikolaus Lenau's

Frankl, Ludwig August

Wien, Pest, Leipzig, 1885

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 43.350

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-75793>

Der Student.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

vorzüglich ihr die Phantasie und das leicht erregbare heiße Gefühl verdanken zu müssen; wie auch Goethe: »Die Kunst zu fabuliren« von seiner Mutter hatte. Es ist das eine noch nicht genug physiologisch gewürdigte Erscheinung, daß künstlerisch begabte Naturen in wunderbarem Antagonismus meist das schöpferische Vermögen dem empfangenden Theile der Eltern danken. Fast immer ist es die Mutter, deren sich poetisch begabte Söhne mit besonderer Liebe erinnern, denen diese ihren Phantasieantheil, die edlere, höhere Richtung zuzuschreiben pflegen.

Goethe's »Faust« sagt:

»Die Mütter! Mütter! —'s klingt so wunderbar.«

Wir vorliegende, wild leidenschaftliche Briefe der, gegen den Willen ihrer Familien heimlich verlobt gewesenen Eltern Lenau's, entziehen sich noch der Veröffentlichung.

Der Student.

Ehe über denselben berichtet wird, sei hier aus der Knabenzeit Lenau's von einem Schreibhefte erzählt, das sich in seiner Familie erhalten hat. Es liegen mir 19 Quer-Quartblätter vor, die in einem hellgrünen, mit Goldrändern verzierten Cahier verbunden sind. Auf der oberen Decke ist ein rundes rothes Blättchen, das die goldenen Buchstaben N. N. (Nikolaus Niembusch) und die Jahrzahl 1814 in Golddruck zeigt. »Niki«, wie er kofend in der Familie genannt wurde, war damals 12 Jahre alt, als er auf das erste Blatt schrieb: »Exercitia Syntactica nitide descripta per Nicolaum Niembusch III Anni Grammaticum. Semestri primo 1814. Pestheni.« Es folgen zehn verschiedene, in lateinischer Sprache ausgeführte Schularbeiten. Die

Handschrift ist eine feste, fast kalligraphische, die dem Dichter durch sein ganzes Leben eigen blieb und oft wegen ihrer Schönheit und Regelmäßigkeit bewundert wurde.

Aus seinem Studienleben in Wien erzählte Lenau einmal, wie er besonders fleißig und aufmerksam die Vorlesungen über Physiologie besucht habe. Der damalige Professor Dr. Czermak, der in seinem Fache sehr thätig war, ohne aber eigene belebende Gedanken zu besitzen, trug oft die interessantesten Hypothesen vor, wie er sie eben in einem Buche oder Journale kurz vorher gelesen hatte. Zuweilen wurde ein Schüler aufgerufen und examinirt, so auch einmal der Herr v. Niembisch. Dieser entwickelte eine originelle Ansicht über das Blutleben mit großer Bestimmtheit und Klarheit. Der Professor horchte auf und seine lächelnde Aufmerksamkeit wurde immer gespannter, bis er endlich die Frage stellte: »Woher haben Sie diese Theorie, Herr v. Niembisch?« Unter sehr unhöflichem, aber natürlichem Lachen des ganzen Collegiums antwortete Niembisch: »Sie haben uns ja die Sache selbst vorgetragen.« Ueber Lenau's Studentenjahre hat Leop. Kompert und J. G. Seidl in den damals von mir herausgegebenen »Sonntagsblättern« sehr charakteristische Züge mitgetheilt; mögen diejenigen, die sich auf die wenig bekannte Studienzeit Lenau's beziehen, hier ihre Stelle finden. Seidl erzählt:

»Es war im Spätherbste des Jahres 1819, als der 17jährige Niembisch im ersten philosophischen Jahrgange auf der ersten Bankreihe nächst der Thüre des unfreundlichen, seine frühere Widmung zu Epona's Dienste nur allzudeutlich verrathenden Hörsaales mir querüber saß. Als ein schüchternes Brandfuchselein aus dem Mikrokosmos des Gymnasiums plötzlich hinaus-

geschleudert auf die manchmal ziemlich tumultuariſche Arena der Hochschule, ſah ich anfangs den Wald vor lauter Bäumen nicht. Ein enger Kreis von vier wahrhaften Jugendfreunden, die, mit vieler Empfänglichkeit für Pöſie ausgestattet und ſich mitunter ſelbſt darin verſuchend, meinen voreiligen Drang nach Veröffentlichung meiner unreifen Erſtlinge wacker bekämpften, ohne mich jedoch zurückhalten zu können, ſchon damals in Th. Hell's »Abendzeitung« einige Verſe drucken zu laſſen, hielt mich mit den Banden brüderlicher Innigkeit ſo feſt und excluſiv an ſich gekettet, daß ich meine übrigen Collegen nur wenig beachtete und unſeren fünfblättrigen Alee für die einzige Repräſentation der Aeſthetik im ganzen Collegium haltend, gar nicht ahnte, daß im Freiherrn Eligius v. Münch-Bellinghaufen ein künftiger Friedrich Halm neben mir und in Niembſch v. Strehlenau ein werdender Nikolaus Lenau mir gegenüber ſäße. Erſt ein Zufall machte mich auf Leſteren aufmerkſam. Seine nächſten Bankgenoſſen waren ein Baron H., jezt ein Prieſter höhern Ranges in einer Nachbarprovinz, und ein gewiſſer L. v. G., Beide, wenn ich nicht irre, Ungarn, wie Niembſch. So ſehr nun auch der männlich feſte Rembold, der ernſthafte, mächtig wirkende Weinridt, der biedere, eifrige Jenko, der gelehrte, greiſe Wikoſch und der feurige, originelle Stein die faſt überſchwingliche Anzahl von Zuhörern zu beſchäftigen und in Athem zu erhalten wußten, ſo fehlte es doch nicht an kleinen Zwischenpaufen, wo der jugendliche Ungeſtüm ſeinem gährenden Triebe nach Kraftäußerung auf tolle, mitunter wirklich unbeſonnene Weiſe Luſt zu machen Zeit fand. Bei einem ſolchen Verſuche überräſchten meine Blicke eines Nachmittags den blaſſen, dunkelhaarigen, ſchon damals düſter ſchauenden Niembſch. Sein Feder-

messer mit halboffener Klinge in drohend erhobener Hand saß er da — seine beiden Nachbarn gleichbewaffnet und gleich gerüstet, etwa anderthalb Schuh weit von ihm weg und gegen ihn Fronte machend. Es galt — so viel ich gar bald zu meinem nicht geringen Entsetzen wahrnahm, ein Turnier im Kleinen, das übrigens, so beschränkt der Raum und so kleinlich die Waffen waren, im schlimmen Falle doch bedenklichen enden konnte. Ganz bedrohlich zuckten die blanken Klingen hin und wieder, mancher Hieb flog rechts und links; die Umsitzenden bedachten in ihrer neugierigen Aufgeregtheit nicht, welch' Unheil ein unglücklicher Alderschlag herbeiführen könnte, und hielten daher an, statt abzuwehren. Niembich aber saß ruhig, mit unheimlich rollenden Augen, bald geschickt ausbeugend, bald rasch ausfallend, und ließ, obwohl bereits warmes Blut ihm aus dem Ärmel rieselte, nicht eher ab, als bis seine ebenfalls blutenden Gegner freiwillig die Waffen streckten. Mir wollte dies Bild lange nicht aus dem Sinne, und mit einer gewissen Scheu betrachtete ich von diesem Augenblicke an den ernststen, wortkargen Klingensechter, dem ich, obwohl ich seinen zwecklosen Muthwillen mißbilligte, dennoch Energie und Uner-schrockenheit zugestehen mußte. In nähere Berührung kam ich mit ihm damals nur wenig, da ich meinem Kreise anhing, wie er dem seinigen, der, so viel ich mich erinnere, aus den älteren, stämmigeren, schon durch Bart und Tabakspfeife sich bemerkbar machenden Studenten, mitunter recht burschenartigen Gestalten bestand, deren Mittelpunkt ein hoher, auf uns Jüngere wie eine bemoooste Fichte auf das grüne Unterholz herabblickender Ausländer mit schwarzem Sammtkappchen und grünem Flausrocke bildete, in dessen Knopfloche das eiserne Kreuz hing. In beiden nächsten Jahrgängen

des philosophischen Studiums, welches damals noch ein Triennium ausfüllte, kam Niembösch mir immer mehr aus den Augen. Ich glaube aus jener Zeit nur so viel von ihm zu wissen, daß er nicht Student war, wie wir übrigen, die wir einen praktischen Lebenszweck vor Augen hatten und daher mit gewissenhafter Aengstlichkeit innerhalb der ausgedehnten Grenzen uns bewegten, sondern mehr als Liebhaber oder als Gast, der nur das, was ihm eben mündet, mit vollen Zügen schlürft und Alles, was ihn anekelt, mit unverhohlenem Mißbehagen bei Seite schiebt. Daher kam es auch, daß er in die vorgeschriebenen Formen, die seinem unruhigen Geiste eine beengende Fessel waren, sich nicht zu fügen wußte, und bald da, bald dort anstieß. Im Verlaufe dieser zwei Jahre mag es auch wohl geschehen sein, daß Niembösch, der leidenschaftliche Rauchfreund, dem sein dampfender Türkenkopf vielleicht schon damals ein Zauberkelch war, aus dessen kräuselnden Wölkchen die wunderbarsten Ideen ihm entgegenwirbelten, mit dem grimmigsten aller Rauchfeinde, dem lebenswürdigen Sonderlinge, Professor Anton Stein, in vorübergehende Collisionen gerieth, der nach mehr als zwanzig Jahren noch sich nicht enthalten konnte, die Strophe aus dem Rauchlied eines »unserer neuen Poeten« ironisch zu commentiren, so wenig er auch deren unmittelbare Beziehung auf seinen berühmten Schüler Lenau eingestehen mochte. Noch ferner trat mir Niembösch während meiner juridischen Studien, aus welcher Zeit ich seiner Genossenschaft und seines Umganges mich kaum erinnern kann. Nach dem dritten Jahre des Zus vertauschte er die Wage der Themis mit dem Schlangenstabe des Aesculap, während ich jener mir nicht sehr sympathischen Göttin nur aus dem Grundsatz: Nichts Begonnenes unvollendet zu lassen, treu

blieb, im Geist und in der Wahrheit aber mit aller Kraft der Seele und unter den drückendsten Lebensverhältnissen den Mäusen huldigte, die mir damals mehr versprochen, als sie vielleicht mir gehalten haben. Mit herzlicher Innigkeit an Alle mich anschließend, die das gleiche Streben befeelte, widmete ich die wenigen Stunden, die mein mühsamer Frohndienst um den kärglichen Erwerb mir freiließ, dem Umgange mit den damaligen älteren und jüngeren Literaten Wiens. Das humoristische Treiben in der sogenannten Ludlamszhöhle, die Sonntagsmorgen bei F. F. Castelli, die heiteren Conversationen in einem Privatgarten, wo Franz Freiherr von Schlehta mit seiner lebenswürdigen Familie den Wirth machte, und vor Allem die lebhaften, aus den buntesten Elementen zusammengesetzten Abendkränzchen im sogenannten silbernen Kaffeehause werden mir immerdar unvergeßliche Lichtpunkte in meinem Leben bleiben. Besonders knüpfen an das letztere sich mir unzählige freudige und wehmüthige Erinnerungen. Es ist unglaublich, was die Gewohnheit macht, aber ich hätte damals, wie Titus in weit ernsterem Sinne, ausgerufen: »amici, diem perdidici« wenn ich nicht bei »Neuner« gefrühstückt und nicht bei »Neuner« ein Nachmittagsstündchen zugebracht hätte. Dort war es auch, wo ich mit Niembich wieder zusammentraf und ihm näher rückte, als ich jemals mir es möglich dachte. Dort war es, wo ich mit Ludwig Harlisch, meinem täglichen, fast unzertrennlichen Begleiter, im Kreise von jungen, strebsamen Talenten, um welche sich eine fast gleich große Anzahl geistreicher Kunstkenner und Kunstliebhaber voll Theilnahme und Herzlichkeit sammelte, die genussreichsten Abende verlebte. Dort war es, wo ich oft in den Morgenstunden oder zur Mittagszeit, wenn ich, durch die Zeit gedrängt,

meinen Imbiß mir auf ein Glas Milchkaffee beschränkte, mit einer dampfenden Pfeife das köstliche Frühstück oder das karge Mahl mir würzend, an Meister Niklas Seite, das schmale, vom rothausgeschlagenen Damencabinete durch eine Wand von Spiegelglas getrennte Zimmer auf- und niederschritt und seinem forschenden, sinnigen Auge mein ganzes Innere offen darlegte und manchen Blick in das melancholische Halbdunkel seiner Seele that und über Poesie schwärmte, und über das Leben klagte und ihm den Namen »Therese« verrieth. Dort war es, wo mich die dunkle Ahnung überkam, daß der seltsame Mann, dessen tiefpoetische Persönlichkeit mich so mächtig anzog, ungeachtet seine düstere Verschlossenheit gegen meine heitere Offenheit grell abstach, am Ende auch ein Poet sei, aber ein heimlicher, einer von jenen der Dessenlichkeit abholden, die wir übrigen auf den Wellen der Journalistik mit vollen Segeln Herumtreibenden nicht ohne leisen Anflug von Bitterkeit »Kryptopoden«, Fußverstecker, verborgene Genies zu schelten pflegten. Mein Wunsch, einem Talente auf die Spur zu kommen, das, wenn es in diesem Individuum wurzelte, nur edle Früchte tragen konnte, und dadurch zugleich eine Eigenheit zu beseitigen, die allein noch meinem vollen Vertrauen zu ihm Eintrag that, drang ich bei günstiger Stimmung ungestümer in ihn, bis ich's heraus hatte, was ich wissen wollte: Meister Niklas dichtet auch! Worin aber bestanden seine Dichtungen? Wie er sagte: »in Reflexionen, Lebensansichten, Betrachtungen über die wichtigsten Fragen der Menschheit, Fragmenten, Rhapsodien, Aphorismen, nährischem Zeug!« — »O, ich wollt' euch schon auch einen Faust schreiben!« rief er einmal aus, in seine Pfeife blasend, als ob er ihr Posauntentöne entlocken wollte, »aber nur für mich;

für den Druck geht das nicht! Verstanden? « Seither dacht' ich ihn mir gar oft in solche Faustgedanken versunken, wenn er in der Ecke des Billardzimmers saß, das Kinn tief in die Brust gebohrt, mit den Augen in die Gluth seines Pfeisenkopfes stierend, die Beine lang hingestreckt über einen zweiten Stuhl, mit der Rechten bald sein schwarzes Haar durchfingernd, bald im Genick und hinter den Ohren sich krauend, bald die Stirne runzelnd, bald die Mundwinkel zu einem ironischen Lächeln verziehend, einsam unter plaudernden Tischgenossen, abwesend für Alles, was um ihn her vorging, bis er plötzlich, wie aus einem Traum erwachend, sich schüttelte, mit fast wilder Lustigkeit Einem oder dem Andern zurief: »Allons, Freund! Eine Partie!« und nun das Queue, das er meisterlich zu handhaben wußte, wie einen Zauberstab ergriff, um alle bösen Geister, die auf ihn einstürmten, zu bannen. Seit das Geständniß, daß er ebenfalls dichte, über seine Lippen gekommen war, gab er sich mir um Vieles offener, als früher; allein umsonst wartete ich auf die Mittheilung irgend einer seiner Arbeiten. Freiwillig las er mir nichts vor, und ihn dazu nöthigen wollte ich nicht, weil ich fürchtete, seine empfindliche Seele, die ein flüchtiger Druck geöffnet hatte, könnte bei einem absichtlich fortgesetzten schneller und für immer wieder sich zusammenfallen. Nicht glücklicher war Halirsch. Um diese Zeit, ungefähr um das Jahr 1826, wo wir thatsächlich Beide schon kraft selbstständiger Druckwerke ins löbliche Poetengremium unseres Vaterlandes uns eingekauft hatten, lud uns eines Tages Niembisch, der muthmaßliche Poet, ein, ihm in die Wohnung eines seiner Verwandten zu folgen, der einem Kränzchen freundlicher Dichter einige seiner poetischen Studien vorzulesen beabsichtige. Ein neuer uns gänzlich unbekannter Poet, und dazu die

nicht unwahrscheinliche Hoffnung, vielleicht unseren Meister Niklas selbst zu einer Enthüllung seines poetischen Innichlebens angeregt zu finden, was konnte wohl lockender für uns sein? Mit Freuden nahmen wir daher die Einladung an. Niembich führte uns auf die sogenannte alte Wieden, dem Theater beiläufig gegenüber, in ein Haus, das ich jetzt nach so vielen Jahren nicht mehr erkennen würde. Ein trauliches Stübchen empfing uns, und in diesem ein freundlicher Hauswirth, wenig älter, wie es schien, als Niembich, von stattlicher Figur, wie wohl etwas vorgebeugter Haltung, mit blondem Haar, blatternarbigem, blassem Antlitz, sinnigen blauen Augen und sanftem wohltonenden Organ. Ohne alle Förmlichkeiten setzte man sich um den Tisch; wie viel unser waren, weiß ich nicht mehr genau. Mit sichtbarer Befangenheit entfaltete der Wirth sein Manuscript und las zuerst einige lyrische Gedichte, minder ausgezeichnet durch Originalität der Gedanken, als durch Art der Gefinnung und durch eine ganz eigenthümliche, mitunter fast launenhafte Formgebung. Besonders überraschend für uns war die Vortragsweise des Verfassers. Wie in Schubert's Liedern der erste Klang des Vorspieles den Charakter der ganzen Tondichtung spiegelt, so wußte auch hier der Vorleser durch das erste Wort, das über seine Lippen kam, ja fast durch Blick und Miene schon auf die Idee seiner Dichtung vorzubereiten. Aufgemuntert durch unsere Theilnahme, machte er zum Schlusse sich an ein größeres Gedicht, eine Art von Idyll in antikem Versmaße, das poetische Stillleben eines jener Köhler schildernd, wie sie in der romantischen Waldeinsamkeit am Fuße des Schneeberges, im steten Verkehre mit der lachenden, wie mit der zürnenden Natur, ihre eigenen Anschauungen, ihren eigenen Glauben, ihre eigenen Freuden und Leiden hegen. Als ich

in neuerer Zeit Stifter's Studien las, fühlte ich unwillkürlich an jenes Idyll mich erinnert, welches trotz manches Sonderbaren und Verwaschenen doch ein bedeutendes Talent für Naturmalerei und Charakteristik verrieth. Es machte auf uns Alle einen tiefen Eindruck. Unvergesslich aber wird mir die Begeisterung und aus dem tiefsten Innern kommende Ergriffenheit bleiben, womit der Dichter seine Schöpfung recitirte. In der Regel sind Poeten die schlechtesten Vorleser ihrer eigenen Producte; hier war das nicht der Fall; im Gegentheile überwog das gesprochene Wort mitunter das geschriebene. Manches schien improvisirt, so unmittelbar trat es aus dem Herzen auf die Lippe. Ich beneidete den Mann um seine Gabe, sich selbst zu dolmetschen, und mit ungeschwächter Aufmerksamkeit hörten wir das umfangreiche Gedicht bis zu Ende. Daß Niembisch aber unsere Erwartung, auch er würde uns etwas lesen, nicht erfüllte, dünkt mich um so gewisser, als ich eines Momentes, dem ich mit wahrer Sehnsucht entgegensah, wann diese befriedigt worden wäre, wohl nicht vergessen hätte. Der Vorleser an jenem Abende war Ant. Kav. Schurz, später unseres Niembisch Schwestermann und treuer Pfleger im Unglücke. Seit jenem Abende war ich gewissermaßen aufgenommen in die Zahl der Wenigen, welchen Niembisch zutraulicher sich angeschlossen. Stundenlang tauschten wir Ansichten und Empfindungen mit einander aus, bald als schmauchende Peripatetiker im silbernen Kaffeehause zur Zeit, wenn die übrigen Gäste noch fern waren, theils selbender lustwandelnd im Freien. Merkwürdig, weil vielleicht entscheidend für Niembisch selbst, bleibt mir ein Ausflug nach Dornbach im Jahre 1827. Heiter und wohlgemuth pilgerten wir nämlich eines Nachmittags den anmuthigen Waldhöhen zu, deren frisches Arom der Wiener mit so vielem

Staub erkaufen muß. Saftig grün winkten uns die Hügel entgegen, welche, dem Gallizin-Berge schräg über, bis zur sogenannten Schottenwiese sanft emporsteigen. Blüthenschneeig schimmerten die Obstbäume aus den Weingärten hervor, der Lenz hat seiner Mutter Erde den duftigsten Strauß an die Brust gesteckt und schleuderte frohlockend seine »Singraketen, die Lerchen, in die Luft«. Vielleicht rief eben solch' eine aufschießende Sängerin diesen Vergleich in des schweigsam mir zur Seite wandelnden Sängers Seele wach, während ich mit Claudius ausrief:

»Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Weis' und keine Sitte hören;
Will mich wälzen und vor Freude schrei'n,
Und der König soll mir das nicht wehren!«

Und wir waren fröhlich, Beide fröhlich, der düstere Niembsch so fröhlich, wie ihn nicht oft wer gesehen haben mag, und als wir auf einer Bergwiese angekommen waren, wo weithin die Aussicht über Wiens Häusermeer hinweg bis an den blauen Saum der Karpathen hinausläuft, da wälzten wir uns im fetten Grase nach des gemüthlichen Wandsbecker's Recept und schrieen vor Freude und forderten umsonst einen König heraus, um ihm trozen zu können, denn um uns war es so ruhig, so lausichig, so feierlich einsam, nur die Bäume säuselten Blüthen flockend, nur die Lerchen wirbelten. Dann aber saßen wir wieder still und schweigsam in jener süßen, beschaulichen Versunkenheit,

»Wo der Dichter um zu dichten,
Eben zu viel Dichter ist!«

Schon sank die Sonne hinter unseren Rücken zwischen den Wipfeln hinab, als wir uns erhoben, uns stumm die Hände schüttelten und voll des innigsten

Verständnisses ins Dorf herunterstiegen, um bei einem ländlichen Vesperbrode die Eindrücke auszutauschen, die wir im Freien gesammelt hatten. In solcher Stimmung gibt es für Gleichstrebende kein Geheimniß. Das Wort, worauf ich so lange gewartet, das ich so oft von der Lippe meines Freundes zu haschen versucht hatte, nun blies er es schüchtern, halbvernehmlich in einer Rauchwolke vor sich hin, das Wort: »Freund, ich lei' Euch etwas!« Meine Freude zurückhaltend, erwiderte ich ein kaltes: »Schön!« um ihn nicht durch den Gedanken, daß er mir eine langgespannte Erwartung zu befriedigen habe, wieder abzuschrecken. Er las:

»Der Jüngling weilt in einem Blüthengarten
Und schaut mit Lust des Lebens Morgenroth,
Auf seinem Antlitz ruht ein schön' Erwarten,
Die Welt ist Himmel ihm, der Mensch ein Gott.

Ein Morgenlüstchen streut ihm duft'ge Rosen
Mit leisem Finger in das Lockenhaar;
Sein Haupt umflattern mit vertrautem Rosen
Viel bunte Vögel singend wunderbar.

Seid stille, stille, daß die flücht'gen Gäste
Ihr nicht dem Jünglinge verschauet; denn wißt,
Es sind der Jugend Träume wohl das Beste,
Was ihm für diese Welt beschieden ist.

Doch weh! jetzt naht mit eisern schwerem Gange
Die Wirklichkeit, und fort auf ewig flieh'n
Die Vögel — und dem Jüngling wird so bange,
Da er sie weiter sieht und weiter ziehn.«

Ich hatte eben damals von Franz Gräffer das Taschenbuch: »Aurora« übernommen. Meine Absicht war, es zu einer Pflanzschule für junge vaterländische Talente zu machen, wodurch ich bei den geringen Mitteln, die mir zu Gebote standen, ihm allein einen charakteristischen Zug verleihen und wohl

gar ein kleines Verdienst mir erwerben zu können hoffte. Wie willkommen mußte mir die Gelegenheit sein, an meinem Freunde Niembusch einen neuen vielversprechenden Mitarbeiter zu gewinnen. Ich bat ihn um einen Beitrag, wenn um keinen andern, um das Gedicht, das er in Dornbach mir vorgelesen hatte; er gab es mir nicht ohne Bedenken, aber er gab es, begleitet von einem Gedichte seines Schwagers A. K. Schurz. Beide stehen abgedruckt im fünften Jahrgange des Taschenbuches »Aurora« (Wien, bei H. Buchholz, 1828). Das erstere, »Jugendträume« betitelt, ist unterzeichnet mit N. Niembusch. Es war sein erstes Auftreten, meines Wissens das einzige unter seinem wahren Namen. Im Jahre 1829, wo mein Schicksal mich in die herrliche Steiermark rief, nach dem lieblichen Gills, damals, wie ich wähnte, mein Exil, dereinst vielleicht noch mein Asyl, war es Niembusch, in dessen Busen ich vor einem der wichtigsten Schritte meines Lebens mein tiefbewegtes Herz ausschüttete. Der 23. des Ostermonats, bestimmt zum Abschiede von meiner lieben Vaterstadt vielleicht auf Nimmerwiedersehen, sollte früher noch eine Fessel um meine Hand schlingen, für die der Dichter Mancher viel zu ungefügig glaubt. Kurz vor Mittag sollte ich nämlich zum Altar treten, um mit einem lieben, braven Bürgermädchen, dem »Reschen«, dem ich nebst hundert anderen Liedern auch meine ersten »Flinserln« verdankte, den verhängnißvollen Ring zu wechseln. Das Prognostikon, das von den Meisten mir gestellt wurde, war kein ermuthigendes; mein Schritt, unter meinen Verhältnissen, jedenfalls ein gewagter, und die einzige Antwort, die ich meinen eigenen Bedenken entgegenzusetzen hatte, Salis' Spruch:

»Geht nur männliches, hohes Vertrauen!
Guten ergeht es am Ende doch gut!«

Daß mir übrigens eine Stunde vor der Trauung das Herz üngestümmter pochte, daß sich ein Kampf von widersprechenden Empfindungen auf meiner Stirne spiegelte, als ich nach 10 Uhr noch einmal das wohlbekannte Zimmer im silbernen Kaffeehause betrat, wohin ich meinem Meister Niklas zu kommen versprochen hatte, um Abschied von ihm zu nehmen, wird Niemand mir verargen. Mit überströmender Herzlichkeit trat er mir entgegen und durchmaß mit mir, wie oft, in hastigen Schritten die Stube, mit seinen dunklen, sprechenden, in Momenten des Gefühles fast schwimmenden Augen mir in die verborgensten Falten meiner Seele schauend. Streng wie ein Gewissensrath forschte er mich aus, als wäre es ihm darum zu thun gewesen, mich auf einer Selbsttäuschung zu ertappen; er machte mir tausend Vor- und Einwürfe, er zeichnete mir den Winkel, wo im schlimmsten Falle meine Bahnen als Mensch und Poet sich kreuzen könnten, mit scharfen Linien auf den dunklen Hintergrund der Zukunft, er steigerte Blick und Stimme fast bis zum Strafenden, Vernichtenden, bis er, überzeugt von dem Ernste meiner Gesinnung, von der Klarheit meines Bewußtseins, von der richtigen und besonnenen Erkenntniß meiner Lage, milder, eingänglicher, wärmer wurde, und zuletzt meine Hand ergreifend und sie fest schüttelnd, ausrief: »Habt Recht, Freund! Ihr könnt, Ihr müßt glücklich werden, — Ihr, — für unjereins wäre das nichts! Gott sei mit Euch, denkt in der Ferne manchmal an Meister Niklas!« Das waren seine letzten Worte. Als ich nach der Trauung, die ich, um neugierige Gaffer fern zu halten, in der Hauscapelle des sogenannten Thurgebäudes bei St. Stephan vollziehen ließ, mein verweintes Reschen am Arme, die Treppe hinabstieg, streifte mich aus einem Winkel hervor der

vielsagende Blick meines treuherzigen Meisters Niklas, der nebst mehreren theilnehmenden Freunden trotz meiner Weigerung sich eingefunden und, von mir unbemerkt, der Ceremonie beigewohnt hatte. In Gills ländlicher Abgeschiedenheit, in dessen stille Bucht der Wellenschlag der Literatur spät und spärlich drang, hörte ich von Niembsch nur wenig. Anfänglich kamen mir von ihm bisweilen durch Auersperg und andere Freunde herzliche Grüße. Nach und nach blieben auch diese aus. Ein Jahr und wieder eines schwand, und ich wußte nicht, was aus Niembsch geworden sein mochte. Abgeschnitten von allem Verkehre mit dem Auslande, den Entwicklungsgang der neueren Poesie nur in einigen Wiener Tagesblättern und in den Journalen der Nachbar-Provinzen verfolgend, wußte ich nichts von dem Geheimnisse, worin mehrere meiner Mitbrüder in Apollo damals sich zu hüllen für gut fanden. Der Zufall führte mir im Jahre 1834 die Nr. 18 des illyrischen Blattes vom 3. Mai, einer Beilage zur Laibacher Zeitung, in die Hände, worin ein Gedicht, »Lenz« über- und »N. Lenau« unterschrieben, seiner Originalität und seiner frappanten Schlupfpointe wegen, mir auffiel. Der Dichter war mir unbekannt, ich rieth auf einen Pseudonymen, wendete und drehte den Namen nach allen Seiten, aber umsonst. Erst Auersperg, in welchem ich auch kurze Zeit vorher den Anastasius Grün noch kaum ahnte, entdeckte mir zu meiner freudigen Ueberraschung, daß dieser »N. Lenau« niemand Anderer sei, als unser Meister Niklas, der seither jenseits des Oceans unter den Katarakten des Niagara sein deutsches Vaterland lieben gelernt und durch eine Sammlung echter Gedichte seinen Ruf begründet habe. Von nun an folgte ich seinem Fluge mit inniger Theilnahme, ohne jedoch Anlaß zu finden, ihn an seinen alten

Freund, den Pauthen seines ersten Liedes zu erinnern. Im Winter des Jahres 1838, fast eben in dem Augenblicke, welcher mich, in Folge eines unglücklichen Falles, den ich that, für sechs lange Wochen an mein Schmerzenslager fesselte, erhielt ich von dem Leipziger Buchhändler G. Wigand die Aufforderung, für sein Prachtwerk: »Das malerische und romantische Deutschland« die Section: »Tirol und Steiermark« zu übernehmen, mit dem Bemerken: daß Nikolaus Lenau einen Cyklus Romanzen zu Tirol liefern werde. Auf meine zוגagende Antwort erwiderte mir Wigand unterm 10. April 1838: »Mit Herrn Niembisch von Strehlenau habe ich über den zu gebenden Romanzeneyklus für Tirol in Stuttgart, wo ich ihn traf, gesprochen und er war es besonders, der mich auf Sie, als den Kundigten für die fragliche Abtheilung unseres Werkes, aufmerksam machte. Sie wollen ihm demnach nach Wien, wo er jetzt lebt, schreiben und sich über das zu Gebende besprechen.« Mit welcher innigen Freude machte ich mich daran, dem alten Freunde, den ich eben vor 10 Jahren in die Deffentlichkeit einzuführen so glücklich war, nun als fertigen Poeten wieder herzlich die Hand zu bieten und ihn zur Theilnahme an einem Werke aufzufordern, worin ich mein ganzes Innere abspiegeln zu können hoffte. Mein Brief mochte in Wien ihn verfehlt haben; die Antwort blieb lange aus. Erst im Juli kam mir ein Brief von Ludwig Mayer in Stuttgart zu, dem Bruder des trefflichen Lyrikers Carl Mayer, einem wackeren Landschaftler, welcher vom Buchhändler G. Wigand beauftragt, 60 Ansichten aus Tirol und Steiermark für den Stahlstich zu zeichnen, vor seiner Abreise nach Innsbruck sich über das Nähere mit mir ins Einvernehmen setzen wollte und sich auf Niembisch berief, um nicht als ein ganz Unbekannter vor mir zu

erscheinen. Ein Briefchen des Letzteren lag als Einschluß bei, ein Briefchen, so innig, so seelenvoll, daß ich nicht umhin kann, es mitzutheilen:

»Lieber Freund!

Meister Niklas, wie Sie mich einst gerne nannten, hat nicht vergessen, weder die Dornbacher Wiese, noch den »Neuner«, wo er mit Ihnen vor so vielen Jahren so vergnügt zusammen war. Der Donnerlärm des Niagara konnte mir die trauten, alten Klänge nicht verschlingen; im Gegentheile war gerade dort mein Herz feinhörender als jemals, und manches liebe Wort meiner Vergangenheit ward mir nach langer Zeit erst dort wieder vernehmbar, so daß es meinem Herzen erging, wie jenen Halbtuben, die in einer klappernden Mühle oder einem rasselnden Wagen die leiseste Rede hören, während sie nichts davon vernehmen, wenn sonst Alles still ist. Ich habe Ihrer oft gedacht, und möchte wohl wieder einmal mit Ihnen sein, bevor der eine oder der andere von uns fort muß. Sie haben in Ihrem Briefe, dessen späte Beantwortung ich mir zu verzeihen bitte, mich aufgefordert, Ihnen meine Tiroler-Romanzen behufs einer Insertion in Ihren Prosatext zu übersenden. Leider habe ich bis jetzt eine einzige Romanze gemacht, und die ist so ausgefallen, daß Sie dieselbe Ihrer Prosa nicht würden einreihen können. Sollte mir noch etwas Unversägliches gelingen, so werde ich mit dem größten Vergnügen Ihrer freundlichen Einladung damit Folge leisten. Ueberbringer dieses Schreibens, Herr Mayer, ist ein tüchtiger Künstler und sehr achtenswerther Mann; zwei Eigenschaften, die Ihnen nur genannt zu werden brauchen, um den Mann ohne alles weitere Gerede Ihrer wohlwollenden Theilnahme zu empfehlen. Sie haben Recht, mein theurer Jugendfreund, daß unsere Lebenswege und somit auch

unsere Ansichten auseinander gelaufen sind; darum aber, daß wir nicht an einer Stange ziehen und nicht aus einem Rohr schießen, soll für unsere wechselseitige Neigung nichts verloren sein; kommt doch jeder von uns an seiner Stange weiter, und thut doch jeder von uns zuweilen einen guten Schuß aus seinem Rohr. Also herzlichen Handschlag und schönsten Dank, daß Sie Ihren alten Freund nicht vergessen haben.

Stuttgart, 6. Juli 1838.

Niembsch.«

So sehr dieses Schreiben durch die Wärme seines Inhaltes mich erquickte, so leid that es mir, in der Hoffnung gemeinschaftlichen Bemühens zu gleichem Zwecke mich getäuscht zu sehen; die halbe Lust an der Arbeit war mir dadurch genommen. L. Mayer, der den Brief überbringen sollte, kam erst im folgenden Jahre zu mir nach Cilli, wo er, während mehrwöchentlichen Zusammenseins mit mir und auf manchen genussvollen Ausflügen durch die herrliche norische Alpenwelt, das günstige Urtheil unseres Freundes Niembsch im vollen Maße rechtfertigte. Er ruht nun schon in heimischer Erde, und ein Aquarellbild meines lieben Cilli, das er mir von Stuttgart aus zum Andenken schickte, lächelt, während ich dies schreibe, als wehmüthigheitere Mahnung an frühere Tage, farbenfrisch und freundlich von der Wand auf mich herab. Seit meiner Rückkehr nach Wien im Jahre 1840 sah ich meinen lieben, indeß so berühmt gewordenen Meister Niklas nur einmal und zwar zufällig auf offener Straße. Mit seiner alten Herzlichkeit umarmte er mich, fragte er mich mit wenig Worten um viel, gestand mir, daß ihm das falsche Gerücht von meinem plötzlichen Tode, das den Entensflug durch alle Zeitungen machte, aufrichtige Thränen gekostet habe, bat mich,

ihn als den Alten zu nehmen, als den ich ihn vor 11 Jahren verlassen hatte, und schied mit dem Bedauern, mich vielleicht längere Zeit nicht wieder zu sehen, da er eben im Begriffe sei, zu seinen lieben Schwaben nach Stuttgart zu reisen.

Und ich sah ihn seither nimmer wieder. Als er das letzte Mal aus der Heimat Hölberlin's zurückkehrte, kam er als dessen Unglücksbruder in einem Zustande, wo es ihm nicht gebrannt hätte, mich zu sehen, und mir nicht, das edle Bild, das mir von ihm unzerlöschbar in der Seele lebt, in seinen Zügen nicht wieder zu erkennen. Ich habe dem Wahnsinne leider mehr als einmal ins stiere Auge geblickt und nie des Gedankens mich erwehren können, daß sein blödes Lächeln beim Wiedersehen eines alten Freundes nur der ohnmächtige Ausdruck desselben herzzersehneidenden Gefühles sei, das den Eingekerkerten durchzuckt, wenn er durch die Gitterstäbe seines Thurmes, fern jenseits des Festungsgrabens, ein theures Wesen wandeln sieht, das er nicht erreichen, ja nicht einmal errufen kann.« —

Ein eigenthümlicher Zufall fügte es, daß Lenau's letztes Gedicht: »Blick in den Strom« ebenfalls in Seidl's »Aurora« im Jahrgange 1856 abgedruckt erschien. Schurz leitete es mit folgenden Zeilen an F. G. Seidl ein:

»Von Lenau, dessen erste Blüthe Ihre »Aurora« in die Welt trug, bringe sie jetzt auch die allerletzte! Die seine Wiege war, sei auch sein Sarg! Das Gedicht schrieb der große Dichter nur sehr wenige Tage vor dem Ausbruche seiner traurigen Krankheit, nämlich am 25. September 1844, zu Stuttgart nieder auf seiner unvollendeten Brautfahrt von Wien nach Frankfurt. In Geist und Gemüth empfangen hatte er dasselbe am 15. September, wo er auf einem Dampfschiffe

Wien verlassen, um nach Vinz zu fahren. Dieser Tag gab gutes Wetter, und die Reisegesellschaft hielt sich den größeren Theil des Tages fast sämmtlich oben auf dem Verdecke, was unserem Niembich die Kajüte zu einer einsamen willkommenen Klause werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte er auch auf dem Verdecke zu, und nie war ihm eine Stromfahrt so ergreifend und bedeutend erschienen, wie diese. Seine Blicke haften meistens auf dem reißenden Strome. »Wenn man,« äußerte er sich später brieflich, »von was recht Liebem geschieden ist und um das Verlorne trauert, so ist es gut, in einen Strom zu schauen, wo Alles wogt, rauscht und schwindet, wie das Beste des Lebens. Diese Wehmuth hätte sich mir zur bitteren Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zuge schwommen, daß ich ja selbst auch so ver- rauschen würde und vergehen!« — Nehmen Sie es, Freund und mit Ihnen die gesammte deutsche Lesewelt wie ein heiliges Vermächtniß mit Andacht auf, dies Lied, denn, wissen Sie, es war Lenau — war, denn jetzt gedenkt er ja sein nicht mehr — theuer, »weil es«, wie er selber sich darüber aussprach, »eine gar süß schmerzliche Träumerei hat!«

Lustiges und Wahnsinniges.

Von seiner transatlantischen Reise sprach Lenau meist in verstimmtem Tone. Er litt viel durch rheumatisches Uebelbefinden in Amerika und am Scorbut auf der Seereise. Dieses letzteren Umstandes sei hier vorläufig auch als eines Momentes seiner endlichen Zerrüttung erwähnt. Amerika, als ein der Kunst abgewendetes Land, das nur die Interessen des Kaufmannes und